

Beilage zur Volksstimme

Nummer 14

Wiesbaden, Samstag, den 17. Januar 1920

2. Jahrgang

Wiesbadener Angelegenheiten

Spenden für Oesterreich

Bei unserer Geschäftsstelle gingen ein: Arbeiter-Gesangverein „Konfordia“-Bank 40 Mk. Weitere Spenden werden entgegengenommen.

Wichtig für heimkehrende Kriegesgefangene! Die Versorgungsstelle Wiesbaden bietet folgende Notiz an: „Geschick von Heimkehrern auf Umfassung der etwa in den Durchgangslagern erhaltenen schlechten Bekleidungsstücke unter Tragwert, können bestimmungsgemäß nur innerhalb 3 Wochen nach der Entlassung angenommen werden.“

Oeffentliche Höhere Handelsschule und Oeffentliche Handelsschule der Stadt Wiesbaden. Das Schuljahr der Oeffentlichen Höheren Handelsschule und der Oeffentlichen Handelsschule beginnt am 15. April. Die Oeffentliche Höhere Handelsschule hat die Aufgabe, jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die eine höhere Allgemeinbildung begehren und sich dem kaufmännischen Berufe oder einer ähnlichen Tätigkeit widmen wollen, vor dem Eintritt in die Lehre eine umfassende zweijährige Ausbildung zu vermitteln. Der Lehrgang umfasst zwei Halbjahre für die Aufnahme in mindestens erforderlich: 1. Das Einjährig-Freiwilligen-Regiment, oder 2. der Kadetten über den erfolgreichen Besuch der obersten Klasse einer 10klassigen Höheren Mädchenschule, oder 3. die Reife für die 3. Klasse der Studienanstalt, oder 4. das Zeugnis des Reifezeugnis, oder 5. das Zeugnis darüber, daß eine als vollendet anerkannte Mittelschule oder eine Klasse Höherer Mädchenschule erfolgreich bis zum Schluß besucht und im Deutschen sowie in einer Fremdsprache das „Gut“ erreicht ist, oder 6. der Nachweis einer gleichwertigen Ausbildung. Die Teilnahme an sämtlichen Lehrjahren ist verbindlich. Das Schulgeld beträgt halbjährlich 100 Mk., für Auswärtige 120 Mk. und ist im voraus nach Anforderung zu entrichten. Der erfolgreiche Besuch der Oeffentlichen Höheren Handelsschule, der durch ein Abschlußzeugnis nachzuweisen ist, berechtigt ohne weiteres gänzlich von dem Besuch der städtischen kaufmännischen Pflichtfortbildungsschule und berechtigt nach Zurücklegung der vorgeschriebenen kaufmännischen Praxis zum Besuche der Handelshochschule und des Handelssicherungsseminars, wenn die an beiden geforderten Allgemeinbildung vorhanden ist. — Die Oeffentliche Handelsschule hat die Aufgabe, jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die den kaufmännischen Beruf ergreifen wollen, vor dem Eintritt in die Lehre hierfür eine zweijährige Ausbildung zu verschaffen. Der Lehrgang umfasst drei Halbjahre. Aufnahme können nur solche Schüler und Schülerinnen finden, die eine abgeschlossene Volksschulbildung besitzen oder eine mindestens gleichwertige Vorbildung nachweisen. Der Nachweis der gleichwertigen Vorbildung gilt erbracht durch den erfolgreichen Besuch der 2. Klasse einer anerkannten Mittelschule, oder einer Klasse Höherer Mädchenschule, der 3. Klasse eines Gymnasiums, oder einer 10klassigen Höheren Mädchenschule, der Untertertia einer Mittelschule, der 3. Klasse einer Höheren Mädchenschule, oder durch Bestehen einer Aufnahmeprüfung. Auch bei der Handelsschule sind die Schüler und Schülerinnen gehalten, an sämtlichen Lehrjahren teilzunehmen. Das Schulgeld beträgt halbjährlich 50 Mk., für Auswärtige 75 Mk. und ist im voraus nach Anforderung zu zahlen. Der erfolgreiche Besuch der Oeffentlichen Handelsschule, der durch ein Abschlußzeugnis nachzuweisen ist, berechtigt ohne weiteres gänzlich von dem Besuch der städtischen kaufmännischen Pflichtfortbildungsschule. Da der Antritt zu beiden Anstalten wiederum ein außerordentlich harter zu werden verspricht, so werden die Eltern gebeten, etwaige Anmeldekosten ihrer Söhne und Töchter möglichst bald auf dem Geschäftsinhaber der Anstalt, Doppeimer Straße 9, zu bewilligen. Dort finden auch Prospekte in Empfang genommen werden, und es wird jede weitere Auskunft durch den Direktor (Sprechstunde vormittags von 11—12 Uhr) gern erteilt.

Tarifvertrag für die Wiesbadener Magistratsangehörigen. Am 13. Januar im Vorraum, Hofplatz, stattgefundene Besprechung der Magistratsangehörigen nahm Stellung zu der abzuschließenden Geltung des Tarifvertrags zum 1. April. Die fast einstimmig nachfolgende Entschiedenheit: „Die Angehörigen leben in der Weigerung des Magistrats, den Beschäftigten des Personalrats, wonach die laufende Teuerungszulagen der Angestellten analog der Erhöhung der Besoldungen der Beamten zu zahlen, im Tarifvertrag aufzunehmen, eine sozietarische Verflechtung der nun schon seit August v. J. laufenden Regelung der Gehaltsverhältnisse der Angestellten. Der geforderte Zusatz, während der Vertragsdauer die Teuerungszulagen der Angestellten im gleichen Verhältnis wie die der Beamten zu erhöhen, wird als zwingende Notwendigkeit anzuerkennen. Die Forderung ist um so mehr berechtigt, als seit Beginn der Vertragsverhandlung die Teuerungszulagen sich um ein Vieles zu ungunsten der Angestellten verhalten.“

Der Schimmelreiter

12) Erzählung von Theodor Storm.

Nach dieser langen Rede, womit der Alte sein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er sich in seinen Stuhl zurückfallen und blickte schweigend nach der Tür, durch welche Elfe eben mit der Bratenstube hereintrat. Heute stand lächelnd neben ihm. „Kunste dich“, sagte der Deichgraf, „damit wir nicht unnötig Zeit verlieren; hast du denn das nicht?“

Und heute sagte sie; es schien ihm Selbstverständnis, die Arbeit von Elfe mitzutun. Und als die Herbstschönung dann gekommen war und ein paar Monde mehr ins Land gingen, da hatte er freilich auch den besten Teil davon getan.

Der Erzähler hielt inne und blickte um sich. Ein Mädchen schrei war gegen das Fenster geschlagen, drinnen vom Hausflur aus wurde ein Trambahn hörbar, als ob einer der Klei von seinen schweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubentür. „Was ist?“ rief der erstere.

Ein harter Mann, den Südwinter auf dem Kopf, war eingetreten. Herr, sagte er, wir beide haben es gesehen, Hans Riedel und ich; der Schimmelreiter hat sich in den Bruch gestürzt!

„Wo habt ihr das?“ fragte der Deichgraf.

„Es ist ja nur die eine Wehle; in Jansens Kanne, wo der Hauke-Hausenog beginnt.“

„Sagt ihr's nur einmal?“

„Nur einmal; es war auch nur wie Schatten, aber es braucht drum nicht das erstemal gewesen zu sein.“

Der Deichgraf war aufgesprungen. „Sie wollen entschuldigen“, sagte er, „ich zu mir wendend, wir müssen draußen nachsehen, wo das Unheil sich will.“ Dann ging er mit dem Boten zur Tür hinaus; aber auch die übrige Gesellschaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen oben Zimmer; durch die unverschämten Fenster, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davorstehenden Stühle verdeckt wurden, sah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunkeln Wolken über den Himmel jagte.

Der Alte sah noch auf seinem Platze, ein überlegenes, fast mittelgroßes Mädchen auf seinen Lippen. „Es ist hier zu leer geworden“, sagte er; „dass ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden will.“ Ich wohne hier im Hause; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; Sie sind nicht zu fürchten.“

Der nahm das dankend an, denn auch mich wollte hier zu stärken anlangen, und wir flegeln unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Obelisk hinauf, die zwar gleichfalls gegen

haben, so daß die vorgezeichneten, mehr als beiseitigen Gehaltsätze schon lange nicht mehr der heutigen Teuerung entsprechen. Die Anwesenden verlangen vom Magistrat bis spätestens Freitag, 16. Januar, mittags 1 Uhr, Bewilligung ihrer Forderungen, beantragen und beschleunigen ihre Angelegenheiten, die Forderungen nötigenfalls mit den schärfsten Mitteln zur Durchführung zu bringen.“

Der Streit der Magistratsangehörigen vermieden. Wie die Tarifgemeinschaft der Angestelltenverbände (Ma, GDA, GAA) uns mitteilt, hat der Magistrat das Ultimatum der Angestellten rechtzeitig beantwortet. Die Betriebsversammlung der Magistratsangehörigen, die heute mittags um 3 1/2 Uhr tagte, hat — ohne die Forderungen des Magistrats anzunehmen — in den gemachten Angelegenheiten die Erfüllung ihrer derzeitigen materiellen Forderungen erklart und deshalb beschlossen, im Augenblick von einem Streik abzugehen in der Erwartung, daß der Magistrat sein Versprechen halten werde.

14 Wp. Gaserstraße läßt sich täglich an einer Gaslampe mit Licht erzielen, wenn der Tragflügel um 2 1/2 Zentimeter verläßt und die Gaszufuhr an der Düse durch sachgemäßes Zulassen verringert wird — nicht etwa durch Kleinfeststellen des Rohrs! — Während die Normallampe ungefähr 150 Liter Gas in der Stunde verbraucht, stellt sich der Gasverbrauch nach der oben angegebenen Abänderung auf 100 Liter Gas täglich. Dabei wird die Lichtintensität des Lichtes noch erhöht, das trotz verminderten Gasverbrauches noch eine Helligkeit von 50 bis 70 Kerzen besitzt. Kurze Erläuterungen täglich von 10—12 Uhr in der Beratungsstelle für Gasverwertung, Marktstraße 16, Zimmer 11. — Eingehender Vortrag Donnerstag, 22. Januar, nachmittags 4 Uhr, im Standesordneten-Tingungsraum.

Verpflichtungen der Posthalter. Wie die „Post. Ztg.“ mitteilt, werden in Berlin die Posthalter allmählich verpflichtet. Der Schalterbeamte soll jetzt offen vor aller Augen sitzen. Bei den Neubauten werden keine Schalter mehr errichtet, bei den bestehenden Schaltern sollen sie abgeräumt werden.

Ein Gemeindefest. Ein wirklich einzig dastehendes Kuriosum auf dem weiten „Ordensfeld“ befiel die Gemeinde Hattersheim (Kreis Höchst), die für die der Gemeinde geleisteten Dienste laut Zählungsurkunde einen eigenen Orden gestiftet hat. Der Orden von Hattersheim ähnelt dem „Schwarzen Adlersorden“ und wird am gelbbrünen Bande getragen. Er steht sehr hübsch aus und kann an Frauen und Männer über 16 Jahre durch die Gemeinde verliehen werden.

Ein Kuriosum für Köln? Der Feuerbestattungsberein Köln hat beschlossen, an die Stadverwaltung mit einem Antrag auf Errichtung eines städtischen Krematoriums heranzutreten. Der Vorstand wurde beauftragt, unverzüglich die notwendigen Schritte bei der Stadverwaltung zu unternehmen. Die Antragsteller erwarten von der Mehrheit des jetzigen Stadverordnetenkollegiums die glatte Annahme ihres Antrags. Dieser ist, so schreibt dazu die „Kölnische Zeitung“, daß die beiden sozialdemokratischen Fraktionen einer Vorlage auf Schaffung einer Feuerbestattungsanlage zustimmen werden.

Am die Gleichberechtigung der Konsumvereine. Manchen Leuten scheint das Organ zu fehlen, die einfache Wahrheit zu erkennen. Eine dieser Wahrheiten ist die Gleichberechtigung der Verbraucher mit anderen Bevölkerungsklassen hinsichtlich der Vertretung ihrer Angelegenheiten in der ihnen angemessenen Form. Die Konsumvereine verlangen Errichtung von Konsumantenräten. Neben Handelskammern, Gewerbevereinen, Detailhändlern und Kammern für die Verbraucher einfach notwendig. Gegen diese Forderung wenden sich äußere Kreise die Interessendruckungen des Handels. So sprachen sich die Mitglieder des Kleinhandelsausschusses der Handelskammer zu Köln entschieden gegen eine Vertretung der Konsumvereine in den Kleinhandelsausschüssen aus, wobei sie geltend machten, daß die Konsumvereine in ihrem Bestreben, den Kleinhandel anzuschließen, ausgesprochene Feinde des Kleinhandels seien und von ihrer Mitwirkung bei der Beratung von Kleinhandelsfragen keine fördernde Zusammenarbeit zu erwarten sei. Der Ausschuss beschloß, die gegen die Zurückziehung von Vertretern der Konsumvereine vorzubringen, aber den Landesauschuss der vereinigten Handelskammern zu unterstützen. — Wir haben oben schon bemerkt, daß die Konsumvereine an einer Vertretung in den Handelskammern an sich nichts gelegen ist, sofern man ihre berechtigten Forderungen nach Errichtung von Konsumantenräten erfüllt. Diese Forderung werden die Konsumvereine aber auch mit wachsendem Nachdruck erheben, bis sie erfüllt und damit der Gerechtigkeit Genüge getan ist.

Kochen von Hülsenfrüchten. Da die Bevölkerung jetzt sehr viel zur Ernährung auf den Genuss von Hülsenfrüchten angewiesen ist, ist es für die Hausfrau von sehr großem Vorteil zu wissen, daß sie die Hülsenfrüchte mindestens 2 Stunden vor dem Kochen in Wasser einweichen, das Wasser des öfteren abgießen und durch frisches Wasser ersetzen muß, weil durch dieses Verfahren etwaige der Gesundheit schädliche Bestandteile den Hülsenfrüchten am allerbesten und einfachsten entzogen werden, und weil dieses Verfahren zu einer besseren Verdauung der Hülsenfrüchte beiträgt.

w. Schwurgericht. Am 15. Januar wurde eine Anklage wegen Abtreibung verhandelt. Im Dezember v. J. lief bei

unserer Kriminalpolizei eine vertrauliche Anzeige ein, nach der der Waldschlosser Heinrich Böhm dabei, ein von der Dienstmagd Katharina Weisenburger auferrechtlich geborenes Kind in Stücke gehackt und beiseite geschafft habe. Kriminalwachmeister Gischel erhielt Auftrag, die Sache aufzuklären und es konnte festgestellt werden, daß zwar ein Kind nicht vorliege, da das in Frage kommende Kind eine Frühgeburt und kaum bereits lebensfähig gewesen sei, man kam aber dabei auf die Spur einer Frau, der Ehefrau Jose, welche, wie inzwischen festgestellt werden konnte, nicht nur bei der Dienstmagd Weisenburger, sondern noch in mehreren anderen Fällen gegen Entgelt Mädchen und Frauen heimlich gewesen war, die Folgen ihres verbotenen Umgangs mit Männern zu befechtigen. Es liegt zunächst die Ehefrau Jose, geb. Gröb, 41 Jahre alt, im Kreis Brandenburg geboren, und samt Böhm, seit dem 28. Dezember v. J. in Untersuchungshaft, im übrigen noch unbefristet, die Dienstmagd Katharina Weisenburger, 1891 in Gumb geboren und hier in Wiesbaden beheimatet, ferner der Schlossermeister Heinrich Böhm, 24 Jahre alt, in Wiesbaden geboren, auf der Anklagebank; die Jose unter der Aufsicht der gewerblichen Abtreibung in zwei Fällen, die Weisenburger unter derjenigen der einfachen Abtreibung und Böhm unter derjenigen, die Weisenburger durch Drohung oder auf andere Weise vorzüglich zu der Abtreibung bestimmt zu haben. Aus Gründen der öffentlichen Moral geben die Verhandlungen, zu denen außer dem Kreisarzt Dr. Prigge als Sachverständigen, 14 Zeugen, meist Beamten, vorgeladen sind, hinter verschlossenen Türen vor sich.

Die ebenterrasse. In der Karstraße hatte sich eine Frau die Freiheit genommen, außerhalb ihres Hauses eine kleine Promenade zu machen. Sie führte dabei in eine Sandgrube, und die Hilfe der Feuerwehr mußte in Anspruch genommen werden, um sie wieder aus der Tiefe zu bringen.

Freigelegenen wurden zwei Leute, welche vor etwa acht Tagen aus einem Lager an der Rheinstraße 12 Köln mit Kaffeebohnen mittelst Einbruches geschloßen hatten und in Untersuchungshaft genommen. Die Diebstahlsware war bereits zu Geld gemacht, konnte aber wieder herbeigeschafft werden.

Preisgericht. Bei einem literarischen Wettbewerb des Deutschen Schriftstellerverbands, Landesgruppe Hessen und Westerwald, erhielt der Wiesbadener Schriftsteller Heinrich Leis für ein Gedicht „Die große Liebe“ den ersten Preis. Die Aufgabe lautete: „Ein Lied vom Glück“, in höchstens 30 Versen.

Freigelegenen. Auf Befehl des Herrn General Degoutte wurde Dr. Wilhelm Gump, Wiesbaden, der Vorsitzende des Volksauschusses, auf freien Fuß gesetzt.

Wochenprogramm des Kassischen Landestheaters zu Wiesbaden. Sonntag, 18. Januar, nachm. 2 Uhr, bei aufgeh. Abonnement: „Alle Jahre wieder“; abends 7 Uhr, Ab. B: „Die Gaborstörche“. Montag, 19. abends 6 1/2 Uhr: 4. Symphonie-Rossini. Dienstag, 20. Ab. C: „Hänsel“. Anfang 6 1/2 Uhr. Mittwoch, 21. Ab. A, zum Gedächtnisfest (geb. 22. Januar 1779): „Emilia Galotti“. Anfang 6 1/2 Uhr. Donnerstag, 22. Ab. D: „Die Nidin“. Anfang 6 Uhr. Freitag, 23. bei aufgeh. Abonnement, französische Vorstellung: „L'Avanturier“. (Die Avanturierin). Anfang 6 1/2 Uhr. Samstag, 24. Ab. B: „Pique“. Anfang 6 Uhr. Sonntag, 25. bei aufgeh. Ab. C: „Die Weiskönigin von Rutenberg“. Anfang 6 1/2 Uhr.

Symphoniekonzerte im Kassischen Landestheater. Das Hauptkonzert des am 19. Januar stattfindenden Konzertes ist am 19. Symphonie. Das Sopranosolo im letzten Satz „Das himmlische Leben“ aus „Des Knaben Wunderhorn“, singt Frau Müller-Kischel. Der Instrumentalfest des Kompos., der hier beiseits bekannte Geiger Max Erich aus Köln, bringt das Brahmsische Violinkonzert in G-Dur. Der Abend wird mit der Ouvertüre „Die Ringelblume“ von Mendelssohn eingeleitet.

Die Ringelblume im Bergungsamt. Die Grob-Wiesbaden, 1008 fünfzig Jahre, nahmen am Donnerstag folgenden Verlauf: Als erstes Paar Schneider gegen die Rasie. Die Rasie hatte 20 Mk. Prämie gefehlt, wenn Schneider in 20 Minuten nicht beiseit ist. Herr Schneider setzte der Rasie furchbar zu und erhielt die 20 Mk. Prämie ausbezahlt. Wenn die Rasie sich weiterhin an der Konkurrenz beteiligen will, muß sie wie jeder andere Ringel 20 Minuten tragen. Laube legte über Kirsch in 21 Minuten. Sein Rege über Duderich in 22 Minuten.

Vereinskalender

Rondirektoren-Verein (Sektion des Zentralverbandes der Räder und Konditoren) Tanzabende verbunden mit Tombola (ausserhalb Unterrothungen) veranstaltet der Verein am Sonntag, 18. Januar, nachmittags 3 Uhr beginnend, in der Klosterröhle Klarenhof.

Bekanntlich für den redaktionellen Teil: Karl Lindig, Wiesbaden. Druck und Verlag: „Volksstimme“, G. m. b. H., Mainz.

Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von dem Hans, und Hauke und Elfe waren beide dort geladene Gäste; ja bei dem Hochzeitessen traf es sich durch das Ausbleiben eines näheren Verwandten, daß sie ihre Plätze nebeneinander fanden. Nur ein Lächeln, das aber beiden Anstich gibt, verriet ihre Freude darüber. Aber Elfe sah heute teilnahmslos in dem Geräusch des Klammers und Gläserklirrens.

„Hast du etwas?“ fragte Hauke.

„O, eigentlich nichts; es sind mir nur zwei Menschen hier.“

„Aber du siehst so traurig aus!“

Die schüttelte den Kopf; dann sprach sie wieder nicht.

Da fiel es über ihr zusammen wie Eisenstübe in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tischschiff ergriff er ihre Hand; aber sie wachte nicht, sie schloß sich wie betäubt und er sah seine Hände ein Gefühl der Verlassenheit sie befallen, da ihre Arme täglich auf der hübslichen Gestalt des Vaters hatten ruhen? — Hauke dachte nicht daran, sich so zu fragen; aber ihm stand der Atem still, als er jetzt seinen Goldring aus der Tasche zog. „Hast du ihn nicht?“ fragte er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der schmalen Hand hob.

Gegenüber am Tisch, sah die Frau Pastorin; sie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte sich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!“ rief sie; „sie wird ja totend!“

Aber das Blut kehrte schon zurück in Elfes Antlitz. „Kannst du warten, Hauke?“ fragte sie leise.

Der junge Priester beugte sich doch noch ein paar Augenblicke. „Nur noch?“ fragte er dann.

„Du weißt das wohl; ich brauch' dir's nicht zu sagen.“

„Du hast recht“, sagte er, „ja, Elfe, ich kann warten, wenn nur ein menschl. Abscheu hat.“

O Gott, ich fürchte, ein nahes! Sprich nicht so, Hauke; du sprichst von meines Vaters Tod! Die letzte die andere Hand auf ihre Brust: „Als dahin“, sagte sie, „trag ich den Goldring hier; du sollst nicht fürchten, daß du bei meiner Lebzeit ihn zurückkommst!“

Da lächelten sie beide, und ihre Hände preschten sich ineinander, daß bei anderer Gelegenheiten das Mädchen wohl laut aufgeschrien hätte.

Die Frau Pastorin hatte indessen unablässig nach Elfes Augen hingesehen, die jetzt unter dem Epitaph des goldbrünen Köpfschmies wie in dunkeln Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Gelächere am Tisch aber hatte sie nichts verstanden; auch an ihren Nachbar wachte sie sich nicht wieder, denn seinende Eden — und um eine solche schien es sich doch hier zu handeln — schon um des daneben kommenden Traupfennigs für ihren Mann, den Pastor, pflegte sie nicht zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Wiesbadener Bank

für Handel und Gewerbe

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht

Mitgliederzahl: 9270

Friedrichstrasse 20

:: Gegründet 1860 ::

Postscheckkonto: Nr. 1308 Frankfurt a. M. und Nr. 48450 Köln a. Rh.

Ausführung aller Bankgeschäfte

Kreditgewährung
gegen Bürgschaft, Hypotheken
oder Wertpapiere

Stahlkammer und Schrankfächer
neuester Ausführung

Verwahrung und Verwaltung
von Wertpapieren und verschlossenen
Wertstücken

Evangelischer Bund

Bundes-Feier

am Sonntag, dem 18. Januar, nachmittags 5 Uhr,
in der „Ringkirche“

Mitwirkende:

Festredner: Herr Universitätsprofessor D. Dr. Schian, Giessen.
Herr Hofopernsänger Max Bucksath.
Herr Harfenist Adam Hahn vom städtischen Kurorchester.
Herr Organist Karl Schauss von der Ringkirche.

Thema
der Festrede: **„Die evangelische Kirche
im republikanischen Deutschland“**

Eintritt frei! Vorbehaltene Plätze zu 2 Mk. in den Geschäften von
Aug. Engel, Ecke Rheinstraße und Wilhelmstraße und
Ecke Rheinstraße und Kaiser Friedrich-Ring und bei Kaufmann Senehald,
Ecke Bismarckring und Bertramstraße, sowie abends von 4 Uhr ab am Haupt-
eingang der Kirche.

Alle Evangelischen sind herzlich eingeladen. Die Kirche ist geheizt.

Der Vorstand: Pfarrer Merz, Vorsitzender.

Kaufhaus Otto Nietschmann N.

WIESBADEN :: Ecke Kirchgasse und Friedrichstrasse :: WIESBADEN

Glas-, Porzellan-, Emaille-, Luxuswaren
Enorm billig! Enorm billig!

Spezialgeschäft für vollständige Küchen-Einrichtungen.

Chemische Reinigungsanstalt und Färberei

von Karl Döring, Wiesbaden

Fabrik: Drudenstraße 5 Telephone 6149
Läden: Weissenburgstr. 12, Schwalbacher-Str. 9

Reinigen u. Färben sämtlicher Damen- u. Herrengarderoben,
sowie Teppichen, Möbel-Dekorationsstoffen usw. Jerner Imprä-
gieren, Dekatieren, Aufdämpfen etc.

Muster-Färberei

Trauersachen innerhalb 24 Stunden. — Lieferzeit 8—10 Tage.

Prompte Bedienung. Solide Preise.

Durch genügenden Benzin-Vorrat bin ich in der Lage, sämtl. Ansprüchen
im chem. Reinigen bei tadelloser Ausführung gerecht zu werden.

Hochachtungsvoll Karl Döring.

Der Posten schwerer, getragener, amerikan.

Gummi-Mäntel

passend für Arbeiter jeden Berufes
ist eingetroffen.

Verkaufszeit: Paula Stern
9—12 Uhr vormittags
3—6 „ nachmittags 35 Weirritzstrasse 35

Gold Platin : Uhren

in jeder Form
und Menge.

Brillanten

kauft
für hohen Preis
zu
Fabrikations-
zwecken

auch Zähne

Bok

Kirch-
gasse 70

Silber

Magerkeit

Schöne volle Körperformen
durch unsere orientalischen
Krautpillen, auch für Rekon-
valeszenten u. Schwache, preis-
gekrönt goldene Medaillen u.
Ehrendiplom, in 6—8 Wochen
bis 30 Pfund Zunahme, garant.
unschädlich. Aerztlich empfohlen.
Sireng reell! Viele Dank-
schreiben. Preis Dose 100 St.
5 A. Postanw. od. Nachn. Fabr.
D. Franz Steiner & Co.,
G. m. b. H., Berlin W 30 330
Eisenacherstrasse 16 24

la. Kautabak

vorzügl. gebetzt u. von langer
Haltbarkeit

Knoten 80 Pfg.
Dünne
Rollen Friedensware 1.20
Stück Mk.
Wiederverkäufer Sonderpreise.

Zigarren aus überseeisch
Tabaken
v. 80 Pfg. an, auch kistenweise
Bismarckring 2
Karbinsky Telephone 5247.
Zusertieren bringt Gewinn!

Englische und amerikanische Zigaretten

Bekannte Marken. — Sehr billig.

Zigarrenhaus KATZ
Marktstraße 14. Tel. 2278.

Akkumu- Lehrmittel u. Spielwaren
lato- werden in der einzigen
ren Rep.-Werkstätte für
sofort Feinmech. und Elektr.
nebst Präz.-Dreherei
fachmännisch in
Ordnung gebracht.



Erfüllt alle Wünsche.
Alleinhersteller: H-Schwarze Mainz Leiffingstr. 11
General-Vertreter für den Reg.-Bezirk Wiesbaden:
Jac. Fischer, Wiesbaden, Karlstraße 40.

Färberei u. chemische Waschanstalt

Otto Pröger
Laden: Rheinstr. 101, Tel. 686, Fabrik: Webergasse 38
Empfiehlt sich zum Färben und Reinigen sämtlicher
Damen- u. Herrengarderoben
Kürzeste Lieferzeit. Reelle Preise.

Trauringe



Korsetten
aller Arten
werden sorgfältigst gewaschen und repariert
Carl Goldstein
Gegründet 1877. 18 Webergasse 18. Telefon 60.

Herrenhüte

werden wie neu, werden
z. Konfirmandenhüten um-
fassoniert, gelärbt und
gereinigt.
Otto Abel, Friedrichsfeld
Preisgekrönt: Mannheim 1902.

Annahmestelle: Siegler, Webergasse 38

Elektrische Licht- und Kraftanlagen
mit Kupfer und Aluminiumleiter. Beilesteranlagen auf
Rechnung des städt. Elektrizitätswerks. Reparaturen an
Elektromotoren, Widerständen, Koch- und Heiz-Apparaten.
Telephon- und Signalanlagen werden ausgeführt von
Albert Stöppler, Karlstraße 28, Parterre.

Trauringe!

Bukatengold 900 gestemp.
18 kar. Gold 750
14 kar. Gold 585

8 karät. Gold 333 22.50
gestempelt v. Mk. 22.50 an

WIESBADEN

Bok, Kirchgasse Nr. 70

Rauchtabake, Grob- u. Feinschnitt
rein überseeisch in allen Preislagen.

Zigarren, rein überseeisch
Holländer Zigarren
beste Qualitäten

Kautabak, echter Noedhäuser,
stets auf Lager

Pfeifen, Zigarren- u. Zigarettenspitzen
in grosser Auswahl

Louis Oberding, G. Zollinger
Schwalbacherstr. 43. Nachfolger
Telephon 1916.

Empfehle meine reichhaltige Auswahl in

Masken-Kostümen

Jeder Art.

Anna Weyel
Bücherplatz 6, 2 L.

Masken-Kostüme

für Damen und Herren
in jeder Preislage zu beziehen
Telephon 3457. W. Schulz, Weirritzstr. 2.

HOHEN PREIS

für Lumpen, Wolle, gestrickte,
Neuschaffelle, Alt-Eisen, Metalle,
Knochen, Flaschen, Felle, Papiere
usw. zahlen

Gauer & Hies
Werdérstr. 3. Tel. 4551

Bestellungen werden prompt abgeholt.

Gold-, Silber- kauft zu höchsten Preisen Münzen Theodor Lawatsch

Grabenstrasse 6
Goldschmiede-Werkstatt
Reparaturen :: Neuanfertigungen :: Trauringe
werden sofort nach Maß angefertigt.

Achtung! Achtung!

Knoche, Lampe, altes Eisen,
Uniforme nach von Dreibe,
Kaffeebräu von wege Bleie,
Werte, Zattelzeug zum Reite,
Alte Hufe, alte Kruppe,
Alte Ziefel, Schuh und Schlapp,
Alte Uhren von wege Bleie,
Kauft stets zu dem höchsten Zah,
Unterhaltenes Ofenrohr,
Heinrich Diegand, junior.

Hochstättenstraße Nr. 8

Zu den allerhöchsten Preisen kauft

von Herrschaften: Damen-, Herren- und Kinder-
Kleider, Schuhe, Gamaschen, Militärkleider, Pelze,
Weisszeug, Pfandscheine, Uhren, Ringe, Silber-
und Goldsachen, Bestecke, Leuchter sowie Gold-
und Silbermünzen.

Kommen Sie und überzeugen Sie sich. — Post-
karte genügt, komme sofort. — Streng reell.

Eduard Heesen, Wagemannstrasse 21

Grosser Schuhverkauf 22 Neugasse 22

Allein-Verkauf für Wiesbaden!

Neu eingetroffen: Volksstiefel mit Ledersoble 27—30 24 Mk., 31—35 25 Mk.

Spez.: Hochschaffstiefel in verschied. Farben und
Fassons, sehr preiswert.
Allein-Verkauf für Wiesbaden!

Unterhaltungsblatt

Nr. 2

Samstag, den 17. Januar

1920

Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsin, der sie übt, und wo ein Geschöpf durch Taten zeigt, daß es Begebenheiten der Natur zuvor wisse, indem es ihnen zu entgehen trachtet, da muß es einen inneren Sinn, ein Organ, ein Medium dieser Voraussicht haben; wir mögens begreifen können oder nicht. Die Kräfte der Natur werden deshalb nicht verändert.

Es mögen viele Medien in der Schöpfung sein, von denen wir nicht das mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben; ja, es müßte derselben viele sein, da wir fast bei jedem Geschöpf Wirkungen sehen, die wir uns durch unsere Organisation nicht zu erklären vermögen.

Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit).

Seidenfaden

Eine Kriminalgeschichte aus dem ehemaligen Sturzhessen.

(Schluß.)

Der Krieg in Belgien war beendet. Man konnte wieder an die Kolonien denken. Ende 1831 wurde Korporal Wiggers mit einigen hundert Soldaten nach Surinam geschickt.

Sein Glückstern ging auf.

Eine bedeutende Anzahl der in den Pflanzungen beschäftigten Neger hatten sich emport und waren entlaufen. Seidenfaden wurde mit einer starken Sireiwache zu ihrer Verfolgung bestimmt. Er stieß in den Waldungen auf einen Trupp von hundertfünfzig bewaffneten Negern, geführt von einem gefährlichen, den Kolonisten wohlbekannten Schwarzen namens Montag. Nach einem lebhaften Feuergefecht nahmen die Aufständischen Reißaus. Ein wohlgezielter Schuß aus Seidenfadens Flinte streckte Montag verwundet nieder, so daß er eingekerkert werden konnte. Zur Belohnung erhielt Seidenfaden eine silberne Kugel und Kette.

Fast zu gleicher Zeit wurde er Ritter eines wirklichen Ordens. Etwa ein Jahr nachdem er sich bei Antwerpen und Hasselt so tapfer erwiesen, wurde ihm vor der Front des Regiments — außer einer metallenen, aus den Kanonen von Hasselt gegossenen und für alle Kriegsteilnehmer bestimmten Medaille — das Ritterkreuz des Wilhelmsordens zweiter Klasse umgehängt, als Anerkennung für seine Zerstörung der feindlichen Batterie. Außerdem beförderte man ihn zum Sergeanten und gab ihm eine Gratifikation von hundertfünfundsechzig Gulden.

Bei den Truppen wechselte der Garnisonsdienst in Paramaribo mit dem beschwerlichen in den Grenzorten. Im Februar 1832 zog Seidenfaden als Sergeant der 2. Kompanie aus Paramaribo und wurde Kommandeur von einer der Festungen. Auch auf diesem selbständigen Posten bewährte er sich ausgezeichnet. Abwechselnd lag er nun in Paramaribo und diesem Grenzort, das er zum letzten Mal im Januar 1835 verließ.

Es wäre besser gewesen, wenn man ihn niemals von dem beschwerlichen Dienst in der Wildnis abgelöst hätte.

Im Februar 1835 hatte er in Paramaribo das Kommando der Wache. Er vernahm, wie die Schildwache vor dem Gewehrposten sich mit einem Matrosen in deutscher Sprache unterhielt. Deutsch konnte man viel in Paramaribo hören, aber die Mundart des Matrosen schien Seidenfaden bekannt. Er glaubte, an der Sprache einen Schaumburger zu erkennen; ja, als er ihn gehen sah, schien es ihm am Schlenkern der Weine, dies müsse ein Rodenberger sein. Er trat auf ihn zu und fragte ihn nach Name und Heimat.

Der Matrose hieß Null und war aus Kreinhagen, eine halbe Stunde von Obernkirchen gebürtig. In Seidenfaden wurden sehnüchliche Erinnerungen an die Heimat, an die Seinen wach. Ihnen zu schreiben, hatte er ja von Surinam aus nicht wagen dürfen, weil er sich dadurch sicher verraten hätte. Er hoffte, etwas von Frau und Kinder zu hören, und begann Null vorsichtig auszuforschen.

Er warf so hin, daß er in der Gegend auch bekannt sei, da er einmal in der Nähe als Kellner gedient habe. Nach vielen

Kreuz- und Querfragen faßte er endlich den Mut, von den Vorfällen in Obernkirchen zu sprechen. Er sagte, er habe seinerzeit von dem Totschlag eines gewissen Funf gehört und wolle gern wissen, wie es mit denen stünde, die damals festgenommen worden seien? Der Matrose antwortete, der eine, Möller, sei geköpft worden, und der andere, Seidenfaden, entsprungen. Dem Sergeanten schlug das Herz. Er fragte zu rasch: wie es denn Seidenfadens Frau und Kindern erginge? Es möge wohl recht schlecht mit ihnen stehen? Null erwiderte, die Frau werde festgehalten und müsse Zwangsarbeit tun, bis Seidenfaden zurückkehre.

Seidenfaden erschraf. Die richtige Besonnenheit, die er bis dahin beobachtete, verlieh ihn und er wurde immer wärmer und eindringlicher mit seinen Erkundigungen. Ganz besonders forschte er nach dem Schicksal der Kinder.

Da schoß mit einemmal in dem Matrosen ein Verdacht auf, und es fuhr ihm von den Lippen: „Am Ende seid Ihr wohl selbst der Seidenfaden!“ — Und damit ging er seiner Wege, ehe der Sergeant geantwortet hatte. Seidenfaden hoffte, daß er von seiner inneren Verstärkung nichts habe merken lassen. Aber entweder hatte er sich doch zu sehr verraten, oder den Matrosen wandelte, aus dem allgemeinen Haß der Seeratten gegen die Landratten, die Lust an, einem von den letzteren etwas anzuhängen.

Es lief bald unter den Matrosen um, daß die Landratten einen Unteroffizier hätten, der Dieb, Straßenräuber und Mörder gewesen sei. Rasch verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Kolonie: der gefeierte Sergeant Wiggers sei ein entsprungener Mörder, der unter falschem Namen sich in die Armee eingeschlichen habe. Sieben Mordtaten sollte er schon begangen und eine Bande von dreihundert Mann um sich geschart haben. In den Schenken und wo man sich sonst begegnete, begann ein allgemeines Stichein der Matrosen auf die Landsoldaten.

Drei Monate war das so gegangen, da glaubten die Jäger selbst nicht mehr, mit gutem Gewissen ihren Sergeanten verteidigen und sich für ihn ins Zeug legen zu dürfen. Sie murrteten laut und lauter, bis ihre Forderung, daß Wiggers sich rechtfertigen müsse, vor die höheren Offiziere kam.

Sein Hauptmann und sein Oberst wollten Wiggers wohl, er war einer ihrer tüchtigsten Leute, sein Betragen war dauernd musterhaft, seine Leistungen ausgezeichnet gewesen. Aber der Drohung der Jäger, sie würden nicht weiter mit einem gemeinen Straßenräuber zusammen dienen, durften sie sich doch nicht verschließen. Der Oberst ließ Wiggers durch den Regimentsauditeur vernehmen. Der Sergeant leugnete aber hartnäckig, und so hofften seine Vorgesetzten, der Sturm würde sich wieder legen.

Aber Null hatte unter dem Schiffsvoll der angekommenen Rauffahrer einige Landleute gefunden, die auch aus dem Schaumburgischen waren, die gräßlichen Geschichten von Seidenfaden kannten, diesen Böjewicht gesehen hatten — oder sich doch wenigstens einkildeten, ihn gesehen zu haben. Aus dieser neuen entstandenen Aufregung in der Garnison, und der Regimentskommandeur, der Seidenfaden nach einem der Forts geschickt hatte, um ihn den Leuten aus den Augen zu bringen, mußte ihn wieder nach Paramaribo kommen lassen und vor ein Kriegsgericht stellen.

Hier trat ihm der Matrose Null und dessen Schwager Rinne gegenüber. Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Seidenfaden früher nie mit Augen geschaut, aber jetzt, in steigender Wut gegen ihn, sich einkildeten, ihn vormals gefasst zu haben; jedenfalls erklärten sie vor dem Gericht mit feierlichem Eid: daß der Sergeant nicht Wilhelm Wiggers aus Lübeck sei, sondern der ehemalige Schuhmacher Seidenfaden aus Obernkirchen. Ja, sie beschworen auch dreist, daß das Gerücht auf Wahrheit beruhe, der Verbrecher habe nicht weniger als sieben Mordtaten auf dem Gewissen und sei einer Bande von dreihundert Mann vorgestanden. Rinne beschwor sogar, kein anderer als der Sergeant habe ihm die eigene Schwester umgebracht.

Der Angeschuldigte stellte immer noch alles in Abrede, aber der dem Eide zweier unbescholtener Zeugen mußten die Offiziere sich beugen. Seidenfaden wurde in gelinden Militärarrest gebracht. Er hätte entfliehen können, er tat es nicht. Und als bei einer neuerlichen Gegenüberstellung Null das Glend der verlassenen Frau und Kinder Seidenfadens in den stärksten Farben ausmalte, da brach sein Mut und er gestand.

Im August 1835 wurde er als Gefangener nach Holland eingeschifft. Fünf Jahre hatte er in Freiheit mit allen Ehren eines Kriegers verlebt, und nach sechs Wochen erträglicher Hast auf dem Schiffe umschloß ihn auf europäischem Boden wieder das Dunkel des Kerkers.

Im Januar 1836 gelangte an das hessische Justizministerium in Kassel eine Benachrichtigung der niederländischen Regierung: daß der dem Vernehmen nach zum Tode verurteilte Johann Heinrich Seidenfaden zu Arnheim in Haft sei und an die hessische Behörde ausgeliefert werden solle. Im Februar traf der Gerichtsdienner Heinemann von Obernkirchen mit einem Gendarm in Arnheim ein. Die beiden erkannten in dem Gefangenen den entwichenen Seidenfaden, sie übernahmen ihn, und am 1. März sah ihn das Gefängnis in Rinteln wieder in seinen Mauern.

Untenwegs hatte Seidenfaden keinen Fluchtversuch gemacht. Im Gefängnis schilderte er mit voller Offenheit seine Schicksale vom Augenblick der Flucht an.

Über vor den Richtern war Sergeant Biggers niemand anderes als der gemeine Raubmörder, der vor sechs Jahren zum Tode verurteilt worden und dann entsprungen war. Das Gerichtsverfahren hob wieder an, wo es damals aufgehört hatte. Vor seiner Entweichung hatte sein Anwalt eine Weisung gegen das Urteil eingereicht, diese nahm man wieder vor und erkannte darüber. Die Schrift des Verteidigers stützte sich darauf, daß durch nichts bewiesen sei, gerade Seidenfaden habe Funf ermordet.

Das Oberappellationsgericht verwarf die Beschwerde. Es bestätigte das Todesurteil. In der Urteilsbegründung wird ausgeführt, daß Seidenfadens gute Führung als holländischer Soldat noch kein Beweis dafür sei, daß er sich auch als Mörder gebessert habe. Darum weigerte sich das Gericht auch, ein Gnadengesuch an den Landesherren zu unterstützen, die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft zu verwandeln.

Man erwartete, daß der Kurfürst von sich aus einen Gnadenakt erlasse. Es geschah nicht.

Am 6. Februar 1837, also zehn Jahre nach seiner ersten Verhaftung, wurde Seidenfaden in Rinteln zur Hinrichtung geführt. Er betrat das Schafott mit voller Ruhe, Standhaftigkeit und Ergebung.

Daß er mit zu starker Sehnsucht der Setzen gedachte, brachte ihm den Untergang; daß er jetzt so fest und gelassen dem Tode entgegenging, raudte dem Scharfrichter die Fassung. Er mußte dreimal zuschlagen, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

Ein Arbeiterdichter-Subilar

(Zum 50. Geburtstag Ernst Preczangs.)

Für den kulturellen Aufstieg emporstrebender Volksschichten sind nicht allein Fragen und Kämpfe politischer und wirtschaftlicher Art maßgebend. Auch ihre geistigen Kräfte streben an die Oberfläche, ringen um Anerkennung und Lebensberechtigung. Das hat auch für den Emanzipationskampf der deutschen Arbeiterklasse Geltung. Die Beweise hierfür ist sie uns nicht schuldig geblieben. Nicht allein auf wissenschaftlichem Gebiet hat sie gezeigt, daß sie Feder und Logik ebenso gut zu führen verstand, wie Hammer und Hobel, sondern auch auf künstlerischem. Von dem ersten Stadium ihrer Entwicklung an ist sie bestrebt gewesen, das zu schildern, was ihres Wesens Kern war, das zu sagen, was sie für erstrebenswert und des Kampfes für würdig hielt. Und einer von denen, die ein gut Stück Weges dieses Entwicklungsganges mit uns schritten, steht jetzt, ein Fünfzigjähriger, auf der Höhe seines Lebens und seines Schaffens: der Arbeiterdichter Ernst Preczang.

Preczang ist keiner von jenen Intellektuellen, die aus uns mehr oder weniger fernstehenden Kreisen den Weg zur Sozialdemokratie, deren Ideale und Bestrebungen auch auf viele Nichtarbeiter etwas Verlockendes hatten, fanden. Er ist Arbeiter im ureigenlichsten Sinne des Wortes. Hinter dem Seherlasten stehend verdiente er sich Jahr um Jahr sein tägliches Brot.

Vor fünf Jahrzehnten — am 16. Januar 1870 — erblickte Ernst Preczang zu Wilsen a. d. Lube das Licht der

Welt. In kleinen Verhältnissen wuchs er auf. Die Volksschule der damaligen Zeit gab ihm das geistige Nützige, das sie zu vergeben hatte. Väter wenig war das. Aber der junge Seherlehrling suchte sich nach besten Kräften weiterzubilden und seinen Gesichtskreis zu weiten. Ein paar Jahre Wanderschaft, von denen er heute noch gern spricht, ließen ihn rasch über die Enge der Kleinstadt hinauswachsen. Dessen Auges schritt er durch die Welt; er sah und hörte und lernte. Sein reger Geist ließ ihn früh die hohe Bedeutung der beruflichen und politischen Organisation erfassen. So wurde Ernst Preczang Gewerkschaftler, so wurde er Sozialdemokrat. Der Erkenntnis seiner Jugend ist er bis auf den heutigen Tag unentwegt treu geblieben. Keinerlei Ereignisse haben seine Ueberzeugung wankend machen können.

In dem Milieu seiner Herkunft und seines Verdens ist Preczang aufs innigste verwurzelt. Er fühlte ganz instinktiv, daß hier die Quellen seiner Kraft rauschten. So hat er denn, wahrscheinlich ganz unbewußt, danach gestrebt, diesen Kreis, in dem er sich fest und sicher fühlte, niemals zu verlassen. Beobachtend und miterlebend schritt er durch die Jahre, die die Jahre des industriellen und kulturellen Aufschwungs Deutschlands waren: Jahre der erstarkenden Arbeiterbewegung, des Sieges um Sieges erringenden Soldatitütsgedankens, der Persönlichkeitswertung und der Eingliederung dieser gesteigerten Persönlichkeit in den Allgemeingedanken. In diesem Sinne war er nicht Seher, sondern nur Kämpfer eines scharf geprägten Zeitalters: ein ehrlicher, mit Flammenvorten redender Kämpfer, besetzt von einem heiligen Glauben an Freiheit, Gleichheit, Menschenfreude und Brüderliebe!

Preczangs dichterische Begabung ist eine vielseitige. In Gedichten, in Erzählungen und in Dramen legte er ein Vermögen von dem ab, was seine Zeit durchpflusste, was seine Seele erfüllte. Ueberall hat er Tüchtiges und Achtunggebendes geleistet. Seine Hauptstärke aber liegt entschieden auf lyrischem Gebiet. Hier spricht seine Art am deutlichsten, am unwillkürlichsten. In weichen lodenden Tönen weiß er zu malen, in nachdenklichen Strophen versteht er zu banen. Aber auch das Flammende, Forttreibende fehlt seinen Gedichten nicht. Dann rauscht eine wilde Gärung in ihnen auf. Anlagende, niederschmetternde Worte reißt er aneinander und auseinander. Den vollen Zorn der Zeit läßt er erklingen. Hart und strahlend rollen dann seine Rhythmen; fordernd und begehrend heißen seine Strophen Recht und wiederum Recht. Ihm, der sich in Wort und Vers jedes Pathos vermeidet, stehen wuchtige Lautgebilde, gigantische Bilder zu. Ein Seher und Deuter redt sich aus der Schar seiner Arbeitskammeraden, Gerächt haltend über jene, die die Welt schläft, der er angehört, nicht ans Licht heraufkommen lassen möchten.

So etwas kann nicht angelernt und anempfunden sein. Es muß im ganzen Wesen eines Menschen verankert und begründet sein. Wer Gelegenheit hatte, Ernst Preczang im Leben näher zu treten, wird bestätigen können, daß dies für ihn ganz bedingungslos zutrifft. Dieser stille, sich gern im Hintergrunde haltende Mensch glaubt an das, was er zu sagen hat. Mehr noch: es ist ein Bedürfnis seines Naturells und seiner Veranlagung, dem Stimme zu verleihen, was seine Zeit fühlte, was seine Massengenossen empfanden. Nicht irgendwelche Worte le haben für ihn etwas Verlockendes. Sein bisheriger Lebensgang war alles andere, nur nicht mit Glücksgütern gesegnet. Aber alle Entbehrungen, die er zu tragen hatte, vermochten nicht, ihn auch nur für einen Augenblick demgegenüber stept sich zu machen, was er als seine Lebensaufgabe empfand. Und auch die ungezählten Enttäuschungen, die er in den Kauf nehmen mußte, brachten seine aufrechte Menschlichkeit nicht ins Wanken. Sein Glauben brach kein Sturm nieder. Er blieb, was er war: treu sich selbst, treu dem Gedanken einstiger Erlösung der Menschheit aus allem Leid.

Diese zähe Standhaftigkeit war bei ihm kein philosophisches Gebilde, keine Anergogenheit. Sie wurzelt tief in seinem innersten Wesen und ist im Grunde genommen nichts weiter, als eine heilige Liebe zur Natur. Man braucht sich keine Skizzen und Gedichte nur daraufhin anzusehen. Nirgends wart Preczang reiner und freier, reiniger und befreierender, als wenn er mit uns hinauszieht in die sommerliche oder winterliche Welt. Da wird er eins mit der Natur. Da läßt er ihre Farben und Linien auf uns wirken, an uns modeln; da weht ein Hauch von Unendlichkeit und Ewigkeit auf uns ein. Hier ist seine Gestaltungskraft größer und freier, als wenn er uns in geschlossenen Räumen — in Wohnungen oder Werkstätten — führt.

Wo Preezang Menschen schildert, da gefingt ihm die Sitt-
zierung der kleinen Leute am besten. Seine Händler und Hand-
werksmeister, seine Fischer und Schiffer, seine Tagelöhner und
Fuhrleute sind, gleich sein gestrichelten Radierungen, mit einem
großen Aufwand von Liebe und freundlich gestimmter Gründlich-
keit gezeichnet. Ein photographisches Abbild vom Alltag gibt
er nicht gern. Er holt sich die ihm marant erscheinenden
Szenen heraus, setzt seine zartgezeichneten Lichter auf und stellt
uns am liebsten solche Personen entgegen, die er, ihrem jeweili-
gen Charakter entsprechend, mit einer tüchtigen Portion Men-
schenfreundlichkeit und Güte ausgestattet hat. All das gilt auch
für seine Dramen, von denen einzelne wohl ein paar Auffüh-
rungen erlebten, aber doch nicht jenen Erfolg verzeichnen konn-
ten, den sie eigentlich verdienen.

Ein Urteil über Ernst Preezang werden sich jedoch die
meisten Leser wohl schon seit langem selbst gebildet haben.
Denn er ist ja der deutschen Arbeitererschaft längst kein Fremder
mehr. Seine Erzählungen wanderten durch die Parteipresse,
seine Gedichte fehlten selten bei festlichen Veranstaltungen: sie
wurden bekannert oder — soweit sie vertont worden sind —
gesungen. Seine Bücher gehören seit Jahr und Tag zum
eifernen Besitzstand unserer Vereinsbibliotheken und unserer
Privatbibliotheken. Seine jahrzehntelange journalistische Tätig-
keit — er redigierte die vor kurzem eingegangene Wochenzeitung
„In freien Stunden“ — machte ihn zum Freunde Angezählter,
denen die geschickte Art seiner Beitragsauswahl stille Stunden
der Freude, der Erbauung und der Unterhaltung bereitete.

Es wäre verkehrt, Ernst Preezang irgend einer zeitgemäßen
literarischen „Richtung“ einreihen zu wollen. Er steht für sich
selbst und in sich selbst. Er ist nicht weiter als ein Ausdruck
der Klasse, der er entstammt, der er angehört. Er ist ein Arbeit-
erdichter. Das hat in seinem Falle mit Tendenz bitter wenig
zu tun. Denn seine Dichtung dokumentiert sich unbewußt. Sie
spricht immer nur das aus, was des Dichters ureigenste
Wesensart ist, nicht das, was er anempfehlen hat. Künstler
dieses Schlages besitzt ja heute das Proletariat schon eine ganze
Anzahl. Meist sind es noch jüngere Kräfte. Ernst Preezang
ist mit seinen fünfzig Jahren bereits den Reihen der Älteren
anzuzählen. Freilich: nur den Jahren nach! Seine Art ist
frisch und jung, sein Glauben an unsere Ideale aufrecht und
stark geblieben. Biegt sich nun seine Lebenskurve auch allmäh-
lich sichtlich herab, er hat sich noch lange nicht ausgegeben. Die
deutsche Arbeitererschaft hat von ihm noch Vieles und Gutes zu
erhoffen. Und schon aus diesem Grunde wünschen wir ihm an
seinem fünfzigsten Wiegenfeste noch manches gedeihliche, frucht-
bringende Jahr — uns zur Freude, unserem Arbeiterdichter zur
schöpferischen Zufriedenheit!

L. L.

Die meisten Schriften Ernst Preezangs sind bei J. S. W.
Dich in Stuttgart und im Verlage der Buchhandlung „Vor-
wärts“ in Berlin erschienen; jede Parteibuchhandlung gibt über
sie Auskunft und bemüht sich um die Beschaffung gewünschter
Bücher aus der Feder unseres Jubilars.

Der langfristige Kredit der Natur

Von Bernhard Shaw.

Die Art der Natur, sich mit ungesunden Bedingungen ab-
zufinden, ist leider nicht danach, daß sie uns zwänge, eine
zweitägige Hygiene auf Grund von Veranlassungen zu
führen. Sie demoralisiert uns mit langfristigen Krediten und
leichtfertigen Ueberschreitungen des Guthabens und tritt uns
dann plötzlich grausam mit katastrophalen Zahlungseinstellungen
in den Weg. Man nehme z. B. die gewöhnlichen häuslichen
Gesundheitsvorschriften. Die Generation einer ganzen Stadt
mag sie vollkommen in standloser Weise, wenn nicht mit
völliger Straßlosigkeit, so doch ohne alle bösen Folgen vernach-
lässigen; denn niemand läßt es sich einfallen, dieser Nachlässig-
keit die Schuld zuzuschreiben. In einem Spital mögen zwei
Generationen von Studenten der Medizin Schmutz und Nach-
lässigkeit dulden und dann zur ärztlichen Praxis ins Leben
hinausgehen, um die Lehre zu verbreiten, daß frische Luft ein
Stechenpferd und Sanitätseinrichtungen ein Betrug seien, nur
dazu erfunden, um den Mitarbeitern Nutzen zu bringen. Dann
mit einemmal rächt sich die Natur. Sie stürzt sich auf die Stadt
mit einer Pestfucht und ins Spital mit einer Kollauspeidemie
und schlägt rechts und links so lange um sich, bis die unschul-
digen Jungen für die schuldigen Alten gebüßt haben und die
Rechnung beglichen ist. Dann legt sie sich wieder zur Ruhe und
gewährt mit demselben Resultat eine neue Periode des Kredits.
Genau das gleiche hat sich soeben in unserer politischen
Hygiene ereignet. Die politische Wissenschaft ist von den

Regierungen und den Wählern meiner Tage ebenso furchtlich
vernachlässigt worden wie die medizinische Wissenschaft in den
Tagen Karls des Zweiten. In den internationalen Be-
ziehungen war die Diplomatie eine junferbaste gelesene Bo-
der Familienintrigen, der geschäftlichen und territorialen Raub-
züge, der Stumpfheit, der falschen Gutwilligkeit, geboren aus
Faulheit und den Krämpfen wider, durch Angst hervorgerufenen
Tätigkeit. Aber auf den englischen Inseln sind wir mitten
unter großer Verwirrung gerade noch davongekommen. Die
Natur gewährte uns einen längeren Kredit, als ihn Frankreich
oder Deutschland oder Rußland gewährte. Für hundertjährige
Briten, die im Jahre 1914 in ihren Betten starben, schien jede
Angst, sich in London unter der Erde vor den Granaten irgend
eines Feindes versteinern zu müssen, ferner und phantastischer
als die Furcht vor dem Auftreten einer Kolonie von Kobras
und Klapperschlangen in Kensington Gardens. In den
prophetischen Worten von Charles Dickens werden wir vor
manchem Uebel gewarnt, das wir seitdem über uns ergehen
lassen mußten, aber von dem Uebel, an der Schwelle unserer
eigenen Tür von einem fremden Feinde erschlagen zu werden,
war nicht einmal ein Schatten zu sehen. Die Natur gab uns
einen sehr langen Kredit und wir haben ihn bis zum äußersten
mißbraucht. Aber als sie endlich zuschlug, schlug sie ganz ge-
hörig zu. Vier Jahre hindurch erschlug sie unsere Erstgeborenen
und suchte uns mit Landplagen heim, von denen Ägypten sich
nichts hätte träumen lassen. All das war ebenso leicht zu ver-
hindern wie die große Pest in London und brach doch eben-
deshalb aus, weil es nicht verhindert worden war. Dadurch,
daß der Krieg gewonnen wurde, ist nichts ungeheures gemacht
worden. Die Erde ist noch immer mit den toten Körpern der
Steat nicht besät.

Buntes Allerlei

Zum Einsteinschen Relativitätsprinzip

Ein Kölner Oberlehrer schreibt der „Köln. Ztg.“: Zu
Nutz und Frommen aller Leser, die mit Interesse die Zeitungs-
aufsätze über Einsteins Relativitätsprinzip verfolgt haben,
möchte ich ein hübsches Beispiel für die Relativität der Be-
wegung anführen, das auch dem physikalisch weniger geschulten
Leser einleuchten wird. Wir denken uns im Innern eines
mit stetiger Geschwindigkeit c geradlinig dahinfahrenden Eisen-
bahnwagens. Einer der Mitreisenden läßt einen Stein aus der
Hand auf den Boden des Abteils fallen. (Vom Luftwider-
stand, d. h. der Reibung, die der Stein während des Falls an
der Luft erleidet, sei im folgenden ein für allemal abgesehen.)
Wie fällt dieser Stein? Selbstverständlich senkrecht; jedes
Schulkind weiß dies. Nehmen wir nun einmal an, ein Mann
habe, an einem Bahnübergang stehend, den Vorgang beobachtet.
Auch er sieht den Stein fallen, aber nicht senkrecht. Das
wird uns sofort klar, wenn wir uns denken, ein anderer Be-
obachter, an dem der Zug einige Sekunden früher vorbeifuhr,
habe die Vorbereitungen zu dem Experiment gesehen und be-
obachtet, wie der Reisende den Stein „ruhig“ in der auszu-
gestreckten Hand hielt. Hält für diesen Beobachter der Reisende
den Stein ebenso „ruhig“? Nein, denn er sieht den Stein miß-
sam dem Reisenden und dem ganzen Zuge in wagerechter Rich-
tung mit der Geschwindigkeit c an sich vorbeischießen! Doch
lehren wir wieder zu dem ersten Beobachter am Bahnübergang
zurück. Für ihn beschreibt der Stein gleichzeitig zwei
Bewegungen: eine wagerechte, hervorgerufen durch die Ge-
schwindigkeit c , und eine senkrechte, hervorgerufen durch das
Fallen des Steins, d. h. durch die Anziehungskraft der Erde.
Nicht sieht er den Stein in einer gekrümmten Linie zu Boden
fallen, die der Mathematiker als Parabel bezeichnet, einer
Kurve, die wir alle schon gesehen haben, wenn wir einen
Wasserstrahl aus dem wagerecht gehaltenen Mundstück eines
Gartenschlauches ausfließen lassen. Fragen wir nun den
Reisenden, der das Experiment ausführte, wie der Stein denn
in Wirklichkeit gefallen sei, so wird er uns antworten: „Selbst-
verständlich senkrecht!“, während uns der Mann am Bahnüber-
gang mit derselben Uebersetzung erklären wird, daß der Stein
während seines Falles eine Parabel beschrieben habe. Welcher
von beiden Beobachtern hat nun recht? Einstein gibt uns die
Antwort: Beide haben recht; die Frage, wie der Stein in
Wirklichkeit gefallen ist, ist gar nicht zu beantworten, denn eine
Beobachter befinden sich „auf verschieden bewegten Systemen“,
daher ist die Fallkurve für den Reisenden „in Wirklichkeit“ eine
senkrechte, für den Mann am Bahnübergang „in Wirklichkeit“
eine Parabel. Man kann sich dies Beispiel übertragen denken
auf den Flieger, der (immer abgesehen von störenden Luft-

Strömungen) die von ihm abgeworfene Bombe stets senkrecht unter sich, d. h. senkrecht fallen sieht, während der Beobachter am Erdboden die von der Bombe beschriebene Parabel erblickt. Oder wir können uns das erste Beispiel etwas mannigfaltiger ausgestalten, wenn wir uns denken, wir säßen in einem Kraftwagen, der neben dem Zuge auf der Landstraße dahineilt. Ist unsere Geschwindigkeit gleich der Zugeschwindigkeit o, so sehen auch wir den Stein im Zuge senkrecht fallen. Lassen wir aber den Kraftwagen seine Geschwindigkeit langsam mäßigen, so erblicken wir bei öfterer Wiederholung des Experiments jedesmal die Parabel, die um so flacher wird, je mehr unsere Geschwindigkeit von der des Zuges verschieden ist. Und denselben Effekt würden wir offenbar erreichen, wenn der Zug stillstände, während wir im Kraftwagen an ihm vorüberfahren. Dann bewegte sich der Zug für uns wagerecht (rückwärts), und der fallende Stein beschrieb abermals eine Parabel.

Erdgas

In den ersten Novembertagen des Jahres 1910 wurde in Neuenhamp eine Erdgasquelle entdeckt. Beim Bohren nach Grundwasser schoß plötzlich aus dem Bohrloch ein Gasstrahl, der sich an Eisenteilen entzündete und unter donnerähnlichem Getöse eine etwa 15 Meter hohe kreuzförmige Stichflamme bildete. Hunderttausende von Menschen zogen damals nach Neuenhamp, um das einzigartige Naturspiel zu sehen. Da die Hitze, die die Flamme ausstrahlte, sehr groß war, konnte man sich ihr nur bis auf 50 Meter nähern. Stand man in dieser Entfernung der Flamme, so drohte jedem das Trommelfell zu zerplatzen, so gewaltig war das Getöse, das übrigens meilenweit zu hören war. Als die „Flamme von Neuenhamp“ einige Wochen gebrannt hatte, kamen sinnige Köpfe auf die Idee, das ausströmende Gas in Fesseln zu legen und es für Hamburg nutzbar zu machen. Die Frage jedoch, wie die Flamme zu löschen sei, die mit 27 Atmosphären dem Erdboden entströmte, verurteilte in Fachkreisen Kopfzerbrechen, bis das „Mädchen für alles“, die Hamburger Feuerwehr, mit ihrer großen Spritze sich zur Brandstelle begab und die Flamme löschte. Jetzt ließen sinnige Ingenieure der Gasquelle eine Kappe anlegen, und Hamburg konnte an eine Ausbeutung der Quelle herangehen. Aber erst im Jahre 1912 bewilligte für diesen Zweck die Hamburger Bürgerschaft 540 000 Mk. In einer 16 Kilometer langen Leitung wurde 1913 das erste Naturgas nach Hamburg überführt. Sehr viele Mühe und Kosten verursachte auch die Anbringung von Reduzierapparaten, da das Gas von 27 Atmosphären auf 4 reduziert werden mußte. Leider konnte das Erdgas auch nur gebraucht werden, wenn es zu 15 Prozent mit dem Kohlendioxid vermischt wurde. Auch konnte nur der zwanzigste Teil des Gases verwandt werden, und trotzdem sparte der Hamburger Staat täglich etwa 1000 Mk. Wenn man bedenkt, daß die Gasquelle etwa 5 Jahre gebrannt hat, dürfte Hamburg ein gutes Geschäft gemacht haben. Da das Erdgas vorzügliche Heizkraft besitzt, ist es auch für industrielle Zwecke verwendet worden. Auch für die Hausfrauen war das neue Gas zum Vorteil, weil ein Liter Wasser in 5 Minuten und 50 Sekunden zum Kochen gebracht wurde, während das andere Gas 7 Minuten und 31 Sekunden dazu gebrauchte. Es war aus diesen Gründen sehr bedauerlich, daß um die Mitte des letzten Jahres die Quelle versiegt. Am 31. Dezember aber kam die Freudenbotschaft, daß 15 Meter von der alten Quelle eine neue entdeckt sei, die bereits 40 000 Kubikmeter Gas liefert. Diese neue Quelle wird besonders von den Hamburger Frauen begrüßt, da die Gasverhältnisse in Hamburg in den letzten Monaten hundsunferabel waren.

Die hundertste Auflage von „Soll und Haben“. Im Jahre 1855 erschien Gustav Freytags sozialer Roman „Soll und Haben“, der das deutsche Volk bei seiner Arbeit sucht und der Gustav Freytags Ruhm als Dichter begründen sollte, in seiner ersten Auflage. Er hat das deutsche Volk in seiner Lächerlichkeit, bei seiner Arbeit gesunden, und deshalb ist es ihm nicht untreu geworden, hat ihm dauernd seine Liebe zugewandt, so daß er nach nunmehr reichlich 50 Jahren in seinem 366. Tausend die hundertste Auflage erleben darf. Der Verlag S. Hirzel in Leipzig läßt aus diesem Anlaß eine Jubiläumsausgabe erscheinen, zu der Prof. C. R. Weiß den Buchschmuck geliefert hat.

Hygienische Volksbelehrung. Wie das „Ministerialblatt für Medizinalangelegenheiten“ (1919, Nr. 43) mitteilt, ist an die preussischen Oberpräsidenten ein Erlaß ergangen, in dem mitgeteilt wird, daß sich unter der Mitwirkung der Staats- und städtischen Behörden, der Versicherungsanstalten und Krankenkassen wie auch der Ärzteschaft ein „Landesausschuß für hygienische Volksbelehrung“ gebildet hat. Der Ausschuß soll das Verständnis für die großen und kleinen Fragen der Ge-

sundheitspflege in weiteste Kreise tragen. Es sollen zu dem Zwecke Kreis- und Ortsausschüsse gebildet werden. Die Belehrung soll in erster Linie durch Vorträge, daneben durch Merkblätter, durch die Tagespresse usw. erfolgen. Das Vorgehen ist gewiß nachahmenswert. Besonders förderlich wäre es, wenn auch Vertreter der Arbeiterschaft zu diesen Arbeiten gezogen würden, damit auch die Wurzel aller Uebel, die soziale Lage, die beruflichen Verhältnisse in den einzelnen Betrieben und Bezirken entsprechend gewürdigt und behandelt werden.

Auf der Suche nach dem unbekanntem Planeten. Die vielen Riesenfernrohre, die Amerika besitzt, sind gegenwärtig in eifrigster Tätigkeit, denn sie suchen am Himmel nach einem neuen Planeten, den man in der Nähe des Neptun vermutet. Wenn dieser neue Planet wirklich existiert, dann ist er zwar dem bloßen Auge ganz unsichtbar, aber hoch empfindliche photographische Platten werden vielleicht einen sich bewegenden Körper mitten zwischen einer dichten Masse von Fixsternen entdecken. Die Hoffnung der Astronomen, diesen neuen Planeten zu finden, stützt sich auf die Tatsache, daß man eine Abweichung in der Bewegung des Neptun festgestellt hat. Die Verhältnisse liegen also ganz ähnlich wie im Jahre 1845, als man eine Abweichung in der Bewegung des Uranus bemerkte, die durch die Anziehungskraft des damals noch unbekanntem Neptun hervorgerufen worden war. Auf Grund dieser Beobachtung berechneten Le Verrier und Adams die Größe und die Stellung des Neptun, und ihre Berechnungen wurden völlig bestätigt durch die Entdeckung des Planeten selbst, die Galle gelang. Die amerikanischen Astronomen sind am eifrigsten auf der Suche, weil sie die größten und schärfsten Fernrohre besitzen. So gibt es zu Pasadena in Kalifornien ein Fernrohr, das 150 Fuß hoch ist, und ein anderes, das noch größer ist und einen Durchmesser von 100 Zoll hat.

Weiteres

Kriegsgewinnler und Bücher. In einer Buchhandlung erschien eine Dame mit der Bitte, ihr ein Buch vorzulegen, was sich als Geschenk für eine kürzlich Waise gewordene Dame eigne. „Wie wäre es denn mit den letzten Tagen von Pompeji?“ fragte der Verkäufer, dem der Schelm im Nacken sah. — „Pompeji? Ist das der Name des Verfassers?“ orientierte sich die Dame mit entzündender Harmlosigkeit. — „Allerdings“, bemerkte der Buchhändler, der das Lachen kaum unterdrücken konnte. — „Ist der Verfasser tot?“ — „Ja.“ — „Schon lange?“ — „Ja, schon lange.“ — „Woran ist er denn gestorben?“ — „An einem Ausbruch.“

Augustus und der Bäckermeister. Es war damals, als in ganz Deutschland für das Monument Hermanns, des Obersterfürsten, an der Porta Westphalica gesammelt wurde. In Mainz wurde zu Gunsten des Denkmalsfonds eine Vorstellung veranstaltet, und zwar hatte man sich zu Grabes Tragödie „Die Hermannschlacht“ verpflichtet, deren letzter Akt in Rom spielt im Kaiseraal, woselbst Augustus die niederstürmende Kunde von der Vernichtung seiner Legionen empfängt. Der Darsteller des Augustus, ein Schauspieler von der alten Schule, hatte gerade aus mächtiger Röhre den historischen Ruf: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ hervorgegurgelt und wartete nun auf weiteren „Anschlag“ der Souffleuse, aber diese hatte sich in den anderen Akten schon heiser geschrien, und wenn sie auch ihre Lippen bewegte, ein Ton, ein Wort, ein Satz war nicht zu hören. Ein Pauschen entstand und Augustus donnerte zum zweiten Mal mit noch lauterer Stimme und verzweifelter Gebärde: „Varus! Varus! Gib mir meine Legionen wieder!“ Und während sein linkes Auge in furchtbarem Cäsarengrimme rollt, hängt das rechte in ängstlicher Demut am Souffleurkasten, in dem die Dame zur Lindeung ihrer Heiserkeit gerade ein Glas Bier trinkt. Und wieder ruft er, daß die Grundfesten des Theaters erbeben und sich die elf Amateurstatisten schreckensbleich in die hinterste Ecke der Bühne vertrieben, ruft er mit gestäubten Haaren, gerungenen Händen und rollenden Augenbällen: „Vaaaarus!!! Vaaaarus!!! Gib mir meine Legionen wieder!!!“ Da im Augenblick höchster Not löst sich aus der Komparserie die behäbige Gestalt eines Bäckermeisters. Furchtlos tritt er vor den rasenden Tyrannen, schaut ihm gelassen ins wütende Antlitz und spricht: „Wann de so freischst, kriechst de se erst recht nit!“